Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 29 (1888)

Artikel: Wieder Etwas vom Pilatus
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1007877

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

In das Feldspital zurückgekehrt, erwartete mich eine alte Frau in dürftiger, reinlicher Kleidung. Sie trug einen mächtigen Büntel, in welchem sich Bettstücke befanden. In aufgeregter Stimmung erzählte sie hastig, sie komme aus einem nur wenige Meilen entfernten Dorfe, sei eine Wittwe und nähre sich mit ihrer Tochter vom Waschen. Ihr Sohn sei im Kriege und da sie den Donner der Kanonen gehört, da habe es ihr keine Ruhe gelassen, sie habe gefürchtet, ihr Sohn sei verwundet und liege im Lazareth. Sie habe mit ihrer Tochter nur ein einziges Bett, auf dem sie beide schlafen. Da habe die Tochter sich uuf's Stroh gebettet und sie das Bett für den kranken Sohn mitgenommen. So war sie mit dem Bette auf dem Rücken ausgezogen, sie war, da sie in ihrer Bangigkeit vergessen hatte, genaue Erkundigungen einzuziehen, schon an mehreren Orten gewesen, ohne den Sohn zu finden; eine barmherzige Schwester hatte der Geängstigten sich endlich angenommen und sie zu uns gebracht. Hier hoffte sie nun den Sohn zu finden und ihn auf das gleiche heimische Lager zu betten.

Und sie fand auch den Sohn, aber schon weich gebettet — neben der Wischerstange — im Schooße der Erde.

Wieder Etwas vom Pilatus.

Im 1886er Kalender wurde Allerlei vom bösen Pilatus und dem berüchtigten Seelein auf Oberalp erzählt. Schlimme Tage sind inzwischen für den alten Kauz gekommen. Unten, auf der Hergiswyler-Seite, wird sein Wasser durch sonnenverbrannte Italiener „versperrt" und „verbaut", daß es nicht mehr laufen und schaden kann, wie und wo es will. In sein rechtes Bein, am Lopper, wird ihm ein Loch gestochen, so groß, daß man mit Karren und Wagen hindurchfahren und dazu noch pfeifen kann. Ueber seinen Rücken aber „strapet" von Alpnach aus eine Eisenbahn mit festen, scharfen Zähnen, um neue Gasthöfe, neue Last und allerlei Bewohner auf seine Schultern und seinen Kopf zu stellen. Pilatus muß sich gebessert haben oder — wegen vorgerücktem Alter — zähmer geworden sein; sonst würde er das nicht Alles ruhig gedulden. Wir wollen ihn nicht stören und dieß Mal etwas von seiner Begleitung, von seinen Freundinnen und seinen Kameraden erzählen. Am liebsten von denselben sind mir die

Gnomen oder Bergmännchen.

Von den meisten Bergen wird erzählt, daß sie von Bergmännchen bewohnt gewesen. Auch auf dem Pilatus sollen solche gewesen sein. Sie waren, wie es heißt, kleine, kaum zwei Schuh hohe Geschöpfe, mitunter sogar bloß in der Größe eines Wetzsteinfutters (Steinfasses), von schwarzbrauner Farbe und mit Gänsefüßen versehen, trugen grauweiße Haare und weißliche Kleidung, besaßen große Stärke und Behendigkeit, so daß sie pfeilschnell Bäume und Bergesgipfel erklettern und im Nu in ihre unterirdischen, tiefgelegenen Wohnungen schlüpfen konnten. Herren über Gold und Silber, lehrten sie die Hirten jauchzen, trieben ihnen das Vieh zum Stall, halfen verlorne Kühe, Rinder und Kälber suchen, hirteten, tränkten und molken, halfen beim Heuen und machten Käslein aus der Milch, die das Jahr über verschüttet worden; besonders aber waren sie für's Gaumen und auch für Erhaltung der Gesundheit gut.

„Esset schwarze Strenzen und Bibernelle;
„Sonst sterbet ihr nu elle (alle)!"

sollen sie einst während einer Pest gerufen und viele Leute gerettet haben. Der Abstammung nach mögen sie verschiedenen Nationen angehört haben. Die soeben Erwähnten scheinen „Gäuer" und zugleich Dichter gewesen zu sein. Zuweilen besorgten sie auch das Wetterschießen und ähnliche Künste. — Für ihre Dienste begnügten sie sich mit einem Stücklein Brod und mit einem Kächeli Milch. Sehr gern assen sie „Ziberlisturm" *) und Schweinefleisch. Sie molken auch

*) Ziberli, Zibärtli, auch Ziperti genannt, sind eine Abart von Pflaumen, klein, weiß, sauer. Ziberlisturm heißt der daraus verfertigte Brei.

Gemsen und hielten sie für ihre Ziegen. Den Jägern, die diesen nachstellten, erging es übel. Sie stachen ihnen mit einem Messer durch den Rücken, befestigten an der Haut einen Strick und hingen einen Holzblock daran. Nicht besser ging es den Sennen, die den Betruf am Abend unterließen. Ein Gespenst mit einer Ruthe verjagte das Vieh und machte die Kühe galt. Wehe denjenigen, die über verschüttete Milch fluchten! Sie mußten drohende Miene sehen und harte Worte vernehmen. Solch' gefluchte Milch war für die Erdleutchen unbrauchbar. Wehe auch jenen, die ihnen in der Sennhütte den Stein, worauf sie zu sitzen pflegten, heiß machten oder auf andere Weise sie neckten! Dann hieß es bald einmal: „Chuetryber! säg dem Churri-Murri, s'Chusi-Musi sei g'storbä." Die Geneckten verschwanden auf Nimmerwiedersehen.

R. Cysat schreibt: „Balthasar Bucheli von Malters, ein Pilger Jerusalems, erzählte mir Anno 1595 in seinem sechszigsten Jahre, daß er am Pilatusberg derglychen Herdmännli gesehen, aber unversehentlich und bald daruff verschwunden seye. Jr gstalt syn gewesen wie ein alter wyßgrauer Mann mit langen Haaren und bart, doch ganz kurz und klein angesehen alls ein knablein von sechs bis sieben Jaren, etwan haben sy sich sehen lassen in weißer Kleidung."

Demselben R. Cysat erzählte der alte Landammann Heinrich Immlin (Omlin?) von Obwalden, wie er einmal am Pilatus den Gemsen nachgegangen und ein Bergmandli daher gekommen sei, das ihm verboten habe, weiter hinaufzusteigen. Als starker Mann habe er dieser Warnung spotten wollen. Da sei das Mandli auf ihn losgesprungen und habe ihn mit großer Gewalt die Felsen hinunter geworfen. Drunten lag er viele Stunden halb todt, bis ihn die Seinigen fanden, erquickten und heimtrugen.

In ähnlichem Sinne berichtete im Jahre 1592 Hans Bucher, Untervogt von Malters, der eines Tages zum Rümmlig kam, um nach seiner Gewohnheit Forellen — Fische zu fangen. Da sei unversehens und plötzlich ein Herdmännlein ihm rücklings auf den Hals gesprungen, habe ihn „vor niden in den bach getruckt" und mit harten und zornigen Worten ihn angeredet, er sei auch Einer von jenen, die so oft seine Thierlein und das Vieh plagen und zerstören. Deßhalb wolle er ihm jetzt eine Strafe geben, daß er ihn und seine Thierlein in Zukunft an diesem Orte nicht mehr beunruhige. Hierauf sei das Herdmandli verschwunden. Hans Bucher aber sei, als er nach Hause kam, schwach und übel zugerichtet gewesen, „an der einen Sytten erlamet, allso das er deß Hußes gaumen müßen".

Eine Erinnerung an die Erdmännchen sind die sogenannten wilden Leute an den Aelperkilbenen. Tannbart, Tanngrotzli, das Wischen der Straße vor den Beamten, das Ueberbringen der Alpkäse den Geistlichen und ihre übrigen Verrichtungen sollen die Funktionen der Gnomen oder Bergmännchen in's Gedächtniß rufen. — Uebrigens ist es lobenswerth und schön, daß man da und dort das Rohe, Zottenhafte, so sich an die Wildleute knüpft, zu entfernen und dem Volke Edleres zu bieten sucht.

Ein schöner Gnom mit kurzen Beinen, großen Augen und langem, herabwallenden Bart sitzt auf dem Ofen im Posthorn-Saale zu Stans. Er trägt die Inschrift:

„Ein Gnom aus dem Gotthardsgebirge, durch die dortigen Tunnelarbeiter vertrieben, sucht in Stans Unterkunft."

Waren die Erdmännchen, diese Kameraden des Pilatus, im Allgemeinen dienstbare Geister, so gab es auch andere feindseliger Natur. Dahin gehören:

Drachen, Türst, Sträggele und andere Hexen.

Von den Drachen heißt es in einem alten, 1569 gedruckten Buche: „Trachen Draco und „Lindwürmer seinde viel geschlecht in Arabien „und Apfrika. Jr wohnung ist am meysten „in den hölen und der hitz willen im Orient. „Wo der Trach wonet, da vergifft er den lufft. „Hat sein krafft nit in den Zänen, sondern im „schwantz. Und schädigt mehr mit streychen „dann mit beissen."

In uralten Zeiten sollen die Drachen auch am Pilatus säßhaft gewesen sein. Nicht selten will man gesehen haben, wie sie „zu heißer Sommerszyt Abends nach Niedergang der Sonne als ein fürrygen brand" zur Rigi und retour flogen. „Nachdem aber dise Wildnussen in nach„volgenden Zytten mer denn zuvor von Jegern „und andern durchwandelt, auch sonst eröffnet „(geäuffnet) und ein großer theil abgerüttet und „zu Allpung und gütern gemacht worden, hat

„man sölliche Tracken und große Würm selten „mer funden.“ (R. Cysat).

Eine „wunderbarliche“ Drachen-Geschichte wird von R. Cysat und J. L. Cysat erzählt. Sie hat nach Erster'm im Jahre 1410, nach Letzter'm 1515 sich zugetragen. Ein Küfer aus Luzern, berichten sie, sei eines Tages zur Herbstzeit auf den Pilatus gegangen, um zu seinem Handwerksgebrauche Holz zu hauen. Unversehens und plötzlich fiel er in eine Kluft hinab, wo er einige Zeit ohnmächtig liegen blieb. Als er wieder zu sich gekommen, die neue Herberge besichtigte und keinen Ausweg und keine menschliche Hülfe erwartend den Schlund näher betrachtete, bemerkte er, daß er inmitten zweier großer „erschröcklichen vnd vngehewren Drachen oder Lindwürmern“ sich befand. Man denke sich seinen Schrecken! Wiewohl von den Thieren nicht angegriffen noch beunruhigt, hatte er bald nicht unbegründete Nahrungssorgen. Da bemerkte er, daß die Drachen an einem in der Höhle hängenden Felsen leckten. Der Hunger bewog ihn, das Gleiche zu thun. Es bekam ihm gut. Den ganzen Winter hindurch brachte der Küfer in dieser Gesellschaft und ohne jegliche andere Nahrung sein betrübtes Leben zu.

Als der Frühling kam, machte sich der eine Drache reisefertig, um mittelst seiner Flügel aus der Höhle herauszufahren. Der zurückgebliebene Wurm liebkosete nun ohne Unterlaß den armen Luzerner, als wollte er ihm sagen, er solle bei der nun begonnenen Sommerszeit ebenfalls aus der Höhle sich begeben. Das wäre dem Küfer schon Recht gewesen; aber wie machen? Das zeigte sich bald. Als der Drache Miene machte, herauszufliegen, hing der Küfer rasch entschlossen und vertrauensvollst sich an seinen Schwanz und wurde ohne große Mühe huldvollst und gratis herausgetragen. Zu Hause hatte man ihn todt oder verloren geglaubt. Nach halbjähriger Gefangenschaft kam er wieder zu den Seinigen zurück.

Aus Dankbarkeit für Gottes Schutz und zum Andenken an seine Rettung verehrte er der Stiftskirche zu St. Leodegar im Hof zu Luzern ein Meßgewand mit darauf abgebildeten Drachen. Nach einem halben Jahre aber soll der Küfer, der heimischen Nahrung nicht mehr gewöhnt, gestorben sein.

Der Türst machte sich, nach R. Cysat, bei einbrechender Nacht mit seinem Jagdgesinde auf, ritt und „rennte mit vollem Roßlauf den Berg und durch den Wald uff gegen deß Pilati Seew“, blies sein Jagdhorn und trieb und verwirrte das Vieh, daß es zerstreut durcheinander lief und ergaltete. Ihn umgaben dreibeinige Hunde, Gragöri genannt, mit ganz eigenthümlich hohlem Gebell. Da hörte man, besonders in der Fasten- und Adventzeit, von einer Betglocke zur andern ein Pferdewiehern, Schnauben, Stampfen, Grunzen, Hallorufen, Kreischen und Heulen, „als ob es etlich hundert pfärd wären, mit solch dossen und gewalt, daß das ganze gepirg davon erzittert und ertonnert gleich einem Erdbidem und als hätte man vil stuck großes gschützes miteinander abgelassen.“

Eine getreue Begleiterin des Jägers „Türst“ war die Sträggele. Von ihr wird erzählt: Ein schönes, stolzes Edelfräulein liebte das Wildpret ganz leidenschaftlich, dermassen, daß sie selbst an ihrem Namenstag, der auf einen Fasttag fiel, davon haben wollte. Kein Jäger war zum Erlegen des Wildes bereit. Gleichwohl ließ das Fräulein satteln und ritt, von vielen Hunden begleitet, mit ihrem dienstwilligen Buhlen davon — auf Nimmerwiedersehen! Bloß an Freitagen in der hl. Zeit hielt das noble Paar den geisterhaften Rückzug in die verrufene Burg. Von den schroffen Felsen des Pilatus ging's über den Hundsrücken und durch den Schiltwald in das Hochdorferamt, in das Suren- und Wiggerthal, bald hoch in der Luft, bald ganz nieder über den Boden hin. Kinder, die nicht gehorchen wollten, oder Spinnerinnen, die im Spätjahr bis zur Weihnachtsfrohnfasten nicht 10 Haspelten Garn gesponnen, konnten von der Sträggele im Sturm entführt, durch die Luft mitfortgerissen werden.

Man sollte meinen, solchen wahnwitzigen Albernheiten wäre längst das Todtenlied gesungen worden. Doch nein! Vor noch nicht zwei Dutzend Jahren trug sich's am Fuße des Pilatus zu, daß bei schwerem Ungewitter eine Sense mit aufwärts gekehrter Schneide im Freien auf den Boden gelegt wurde, damit die Hexe, die schadenfrohe Unholdin, während des siegreichen Daherreitens ihr „Unaussprechliches“ an dem gefährlichen Instrumente verwunde.

Geist und verwundbar, wie reimt sich das zusammen? „Licht, noch mehr Licht!“ könnte man da mit Göthe rufen. Wie läßt es sich erklären, daß man in alten Zeiten und zuweilen noch in unsern Tagen — Lug und Trug, alberne Mährchen und Thorheiten mehr liebte,

als die Wahrheit, als das Licht? Ich glaube, das Räthsel läßt so sich lösen: Die Leute haben die Sache nicht besser verstanden; sie waren mit den Wirkungen und Gesetzen der Natur zu wenig vertraut.

Einige Beispiele werden es verständlicher machen.

Die Irrlichter, welche an sumpfigen Orten, wie die Laterne eines eilenden Boten, hin und her flackern, sind nichts anders, als Phosphorwasserstoffgas, also eine Luftart, die sich von selbst entzündet. Als Flämmchen folgen sie dem Zuge eines jeden Lüftchens, folgen auch dem Reisenden nach, schneller oder langsamer, je nach Maßgabe des Schrittes. Die frühern, wenig unterrichteten Leute versetzten diese Irrlichter in unbeschreibliche Pein, preßten kalten Schweiß ihnen aus und machten die Haare zu Berge stehen. — Nicht ohne Grund; denn sie hielten sie für feurige Männchen und meinten:

„Und stoht kei Stern am Himmel und kei Mon
und wemme nümme sieht, wo d'Nußbäum stöhn,
müen selli Marcher usem Füür an d'Frohn,
sie müen den Engle zünde, wo sie göhn."

Die Sternschnuppen sind kleine Lichtfunken, die in heller Nacht plötzlich am Himmelsgewölbe auftauchen, dann ebenso schnell und geräuschlos verschwinden. Bisweilen gesellen sich mehrere zusammen und bieten ein herrliches Schauspiel. Besonders häufig sieht man sie in den Monaten August und November. Im August nennt man dies den Laurentiusstrom. Die Sternschnuppen um hl. Laurentius-Tag herum erinnern nämlich an die glühenden Funken unter dem Rost, auf dem der Heilige gebraten wurde. Ausgezeichnet war der Anblick am 27. Novbr. 1885. Da sprühten Abends nach 6 Uhr in der Richtung gegen Norden (Mitternacht) solche Funken, wie aus einer gewaltig arbeitenden Schmitte vom Ambos her, oder wie die feurigen Garben, welche die Feuerwerker vor dem Winkelrieddenkmale bei festlichen Anlässen hervorzaubern.

Die Alten in der Meinung, die Sternschnuppen gehen so hoch als die Sterne selbst, und fallen von diesen herab, wie die Kolben von einem Lichte, nannten diese Meteore (Lufterscheinungen) Sternschnuppen und wollten damit sagen, daß die Sterne sich schneuzen. Veranlassung zu dieser kindischen Auffassung mag Folgendes gegeben haben. Man findet hie und da auf Wiesen und an Wegen eine froschleichartige Materie. Dies galt als heruntergefallene, erloschene Sternschnuppen, ist jedoch nach neuesten Untersuchungen der Naturforscher eine Art Pilz, welcher bei feuchter Luft über Nacht aus dem Boden hervorkommt und Nostock heißt. Wäre die obige Auffassung der Alten richtig, so hätten gewiß die Alterthumsliebhaber dem „Sternen-Fazanetli" nachgeforscht und irgend Einer es aufgefunden. Dasselbe wäre im historischen Museum zu Stans, wo die alterthümlichen Sachen aufbewahrt werden, noch eine größere Rarität, als das gelblich-grüne Parasol aus dem vorigen Jahrhundert, das dort sich befindet.

Scherz bei Seite. Fragt man, was die Sternschnuppen sind, so berichtet Albert Werfer, der als Schriftsteller bekannte Schwester-Sohn des allbeliebten Christof Schmid: Die Sternschnuppen seien kleine planetartige Körper, welche wie die Planeten und Kometen die Sonne umkreisen, und, wenn sie in ihrem Laufe der Erde begegnen, von ihr angezogen sich entzünden und leuchtend werden. Was seither innert 20 Jahren auskalkulirt und daß die Geschwindigkeit, welche diese Lufterscheinungen innert einer Sekunde entwickeln, ist berechnet worden, damit wollen wir die lieben Leser verschonen. —

Was nun die Irrlichter und Sternschnuppen im Kleinen, das sind die fliegenden Drachen im Großen: für Naturkundige nichts anderes, als eine Menge brennbaren Gases, das durch die Luft sich bewegend allerhand Gestalten, z. B. einen Schweif oder einen langen Balken annimmt. Die Alten hielten dieß für ein böses, gefräßiges und gefährliches Thier, für einen Drachen, wie wir aus der Sage von Struthan Winkelried und dem Drachen auf dem Ennetmooser-Ried, wo leicht solche Gase sich entwickeln, sehen. Betrachte die bezügliche Abbildung auf dem Umschlage des Kalenders!

Aehnlich verhält es sich mit den Hexen. Zugegeben, daß recht verworfene Menschen, die freventlich die Stimme des Schutzgeistes mißachten, endlich lenksame Werkzeuge des Bösen werden können, so daß der kirchliche Exorzismus unter Umständen für sie eine unschätzbare Wohlthat ist, darf Folgendes nicht übersehen werden.

Der ebenso fromme, als gelehrte Jesuit Friedrich Spee, der in den Jahren 1627 und 1628 bei 200 sogenannte Hexen auf den Tod vorbereitete und zum Scheiterhaufen oder Richtplatz zu begleiten hatte, ruft aus: Ich schwöre feierlich, von den Vielen war keine einzige, von der man, Alles genau erwogen, hätte

sagen können, daß sie schuldig gewesen. Nach der Ueberzeugung dieses Jesuiten war also von allen diesen Vielen, die hingerichtet oder verbrannt worden, keine einzige wirklich eine Hexe. Gram und Mitleid, die während der Schreckenszeit sich tief in die Brust des Edeln gruben, hatten seine Haare vor der Zeit gebleicht.

Die Eisenbahn, die heut' zu Tage mit einer langen Reihe von Wagen in sausendem Fluge, feuersprühend und schauderhaft stöhnend daherbraust, und der Telegraph, der eine Botschaft im Augenblick hundert und abermal hundert Stunden weit verbreitet, sie beide hätten seiner Zeit zweifelsohne als todeswürdige Hexerei gegolten.

Am Pilatus galt als Tanzplatz der Hexen der Bonnern-Boden, zwischen den Hergiswyler-Alpen Fräkmünd und Lauelen, Eigenthum der Korporationsgemeinde Luzern. Wir lassen die „Finken" tanzen und erzählen etwas von des Pilatus Herzkäfer, von seinem unzertrennlichsten Freunde. Das ist der

Domini und sein Loch.

Vom Kurorte Eigenthal, wo in der Nähe des Gasthauses die Kapelle mit gemalten Hexen steht, gelangt man in ½ Stunde in die Hergiswyler-Alp Lauelenwald, am „Rümlig" gelegen, der seit 1873 den Stadt-Luzernern das Trink- und Waschwasser liefert. Von hier aus erreicht man in 1 Stunde auf steilem, holprigen Wege, eine Strecke weit bei Felsen und Abgründen vorbei, die Alp Bründlen. Sie liegt 1298 Meter über Meer und lieferte für ein Senten von 30—35 Kühen 5—6 Wochen lang genügend kräftiges Gras. Seit einigen Jahren, wo wie anderwärts, so auch am alten Pilatus ein „Dößli" nach dem andern „verhudelt" — wie in frühern Zeiten d'Erdäpfel, — Felsblöcke und Steingeröll hinunterstürzen und fruchtbares Land verwüsten, wird die Alp mit Rindern und Kälbern, Ziegen und Schafen geweidet.

In gerader Richtung ob der Hütte, 1869 bis 1872 vom selig verstorbenen Herrn Bauherr Kaspar Blättler im Rotzloch erbaut, sieht man, wenn nicht Regen oder Nebel den Berg bedeckt, in einer gewaltig großen Felswand, die ob Bründlen sich hinzieht und auf deren Höhe, südlich sich senkend, das Widderfeld sich erhebt, eine Höhle und darin eine aus weißer Steinmasse bestehende Felsensäule, die scheinbar eine menschliche Figur darstellt, den linken Arm an den Felsen oder auf einen Tisch stützend, die Beine aber quer übereinander geschlagen. Dieß ist „der Domini und sein Loch". In einer Höhe von wenigstens 200 Klaftern gelegen, ist es weder von unten herauf noch von den Seiten her möglich, zu ihm zu gelangen.

In alten Zeiten herrschten über dieses „Dominiloch" die verschiedenartigsten Ansichten. Die Einen glaubten, die Figur sei ein von der Natur in den Eingang der Höhle gestellter Stein, den die heidnischen Bewohner der Umgegend behauen und in Menschenform umgebildet hätten. Nach dieser Ansicht wäre damals dieser Theil des Berges weniger steil und der Zugang zur Grotte zugänglicher gewesen und die, von Ferne geschaut, einen Menschen darstellende Figur somit ungefähr 2000 Jahre alt.

Andere behaupteten, vor rund 300 Jahren habe auf Bründlen eine dem hl. Dominikus gewidmete Kapelle nebst einer Einsiedelei für einen Waldbruder sich befunden. Durch einen Bergsturz seien Kapelle und Einsiedelei zerstört, die Statue des hl. Dominikus aber durch ein „wunderbares Mirakel" in die erwähnte Höhle versetzt und gerettet worden.

Andere waren etwas weniger fromm und sagten, dem sei nicht so; irgend ein „Domini" sei ein zu sparsamer Mensch gewesen, habe nie genug Geld bekommen können und müsse jetzt in der Höhle einen schönen Schatz, einen ungeheuern großen Haufen Gold verwachen; man sehe ja den Klumpen, wie er hervorglitzere aus dem Loch! Brave Patrioten aber meinten in vaterländischer Begeisterung, in der Höhle sei nicht bloß ein Mann, sondern drei und zwar die drei Eidgenossen: Walther Fürst, Werner Stauffacher und Arnold an der Halden.

Allen diesen Ansichten wurde den 12. Juni 1814 durch eine von Oberst Karl Pfyffer von Luzern geleitete Untersuchung ein Ende gemacht. In Gegenwart von circa 400 Personen wurde Ignaz Matt, ein kühner Tyroler, von der Höhe des Widderfeldes 306 Fuß, d. i. 51 Klafter weit an einem Seile über die Felswand herniedergelassen. Präzis halb 1 Uhr Nachmittags kam er zur gewünschten Stelle, stieg, von Freude erfüllt, dem Domini auf die

Schultern, küßte ihn nach Herzenslust und steckte hernach ein Fähnchen auf — zum Zeichen des Sieges. Laute Bravos der unten stehenden Zuschauer ertönten, daß es in den Felsen wiederhallte, und eine Musik von Blasinstrumenten begrüßte den Einzug in die bisher von Niemanden betretene Höhle. Nach den Berichten, die J. Matt abgegeben, ist dieselbe 90 Fuß hoch, 120 Fuß tief und 28 Fuß breit. Die Figur, von weitem einem Menschen ähnlich, hat 10 Fuß Höhe, wovon 2 Fuß dem Kopfe gehören, und ist nichts anderes, als ein Stück Felsen, die menschliche Gestalt also leere Einbildung.

Aber wo kommt denn der Name „Domini" her? fragte Oberst Pfyffer einen Aelpler. Dieser antwortete: Drei junge Burschen riefen einst der Figur verschiedene Namen zu. Auf keinen gab sie Antwort, als auf den Namen „Domini". Auch jetzt noch, sagten die Aelpler, sei der Name „Domini" der einzige, auf welchen sie antworte, und wer ihr einen andern Namen zurufe, der sterbe im Laufe des Jahres. — Dieser letzte Zusatz ist wieder ein „Mähri", das glauben kann, wer will; ich gehöre nicht zu denselben. Richtig dagegen ist, daß das Echo, das auf Bründlen wirklich ausgezeichnet ist, nur ausgedehnte und etwas langsam gesprochene Worte wiedergibt: Hans, Franz, Klaus werden umsonst gerufen.

Auch in spätern Jahren wurden Versuche zu genauerer Untersuchung des „Dominiloches" gemacht, jedoch ohne Erfolg. In den 1830er Jahren kam es einmal vor, daß des „Domini" wegen eine große Menge Leute nach Bründlen gelockt, das dort befindliche Wasser so gut als möglich abgesperrt und statt dessen den Dürstenden um gutes Geld kräftiger wirkendes Getränk verabreicht wurde.

Wie bei der erzählten, 1814 geschehenen Untersuchung ein Domini Buholzer von Horw zu Pferd hinaufgeritten, um seinen Namensvetter persönlich begrüßen zu können; wie Frauenzimmer, in Mousseline gekleidet — aber ohne Tournüre — und in Tanzschuhen bis auf das Widderfeld gestiegen, und wie es weiter bei der interessanten Exkursion zugegangen, dieß und noch viel Anderes über den Pilatus ist zu finden und zu lesen in einem Büchlein, das den Titel trägt: „Der Pilatus und seine Umgebungen. Souvenir für Touristen." Auch wir haben demselben viele unserer Mittheilungen und Notizen entnommen. Wer das Büchlein kaufen will, bekommt es in Doleschals Buchhandlung, Kapellplatz, Luzern, für 1 Fr.

Für Freunde der Geschichte und für solche, die früher oder später Lust bekommen, den „aufgeklärten" Domini oder den verschwundenen Pilatussee zu besuchen, fügen wir die Bemerkung bei, daß bis zu Anfang unseres Jahrhunderts nicht die nordöstliche Seite des Berges: Klimsenhorn, Chriesiloch und Esel, sondern der nordwestliche Theil: Oberalp, Mittaggüpfi und Widderfeld besucht und bestiegen wurden und daß der Weg dahin von der Eigenthaler Alp „Rothstock" aus nicht, wie jetzt, gen Bründlen, sondern — für Menschen und Vieh — in die Alp Stafel und von dort durch den ziemlich steilen „Bettler-Zug" auf die Oberalp führte. War dieser Weg zweifelsohne in weit besserm Zustande als jetzt, so mag es immerhin kein Spaß gewesen sein, zu Pferd hinaufzureiten (!) oder in Tanzschuhen hinaufzugehen.

Sankt Dominikus — in der Felsengrotte ob Bründlen, — dieser Herzensfreund des Pilatus, wurde auch als Beschützer des Landes betrachtet und ihm zu Ehren folgendes Gedicht gemacht:

Der Riese am Pilatus.

Wer kennt nicht den steinernen Riesen, der dort den Pilatus bewacht?
Er lehnt sich an hohem Felsen, in dunkler Höhle Nacht,
Der Körper ist ohne Leben, der Mund bewegt sich nicht,
Der Fuß ist angefesselt, das Auge sprüht kein Licht.

Doch einst, als noch Eintracht und Liebe durchglühten des Schweizers Brust,
In kühnen Helden noch flammte des Kampfes feurige Lust,
Da lebte auch der Riese, es glühte noch der Blick,
Und Segen blühte im Lande, im Kampfe lachte das Glück.

Wann leise über die Grenzen sich schlich ein mordend Heer,
Erhob er sich vom Sitze und rief das Land zur Wehr.
Die ehrnen Waffen erklingen, horch, wie's in den Bergen erdröhnt!
Das ist des Berges Riese, der lachend die Feinde verhöhnt.

Der Sieg, der ist errungen, beendigt ist der Streit,
Und Siegeslieder erklingen im Lande weit und breit.
Horch, wie die Berge jauchzen, wie johlt die Felsenwand!
Das ist des Berges Riese, sein Jubel schallt durch's Land.

Nur Einmal ergriff ihn der Schlummer und wiegte sanft ihn ein,
Und als er plötzlich erwachte, da hört er der Greise Schrei'n,
Er hörte des Volkes Jammer, er sah des Kampfes Wuth,
Er sah der Schweizer Schwerter sich tauchen in Schweizerblut.

Kein fremdes Schlachtheer war es, das die steilen Alpen erklomm,
Im Schweizerlande selber der Zwietracht Funke glomm,
Der Funke erhob sich zur Flamme, der Hader zur blutigen Schlacht,
Und tausend Schweizer fielen von Schweizern umgebracht.

Und der Riese erstarret vor Schrecken, erblasset, wankt und sinkt,
Es schließen sich die Lippen, das Auge nicht mehr winkt,
Die Riesenglieder erkalten, der Körper wird zu Stein,
Als einen Felsen beleuchtet ihn jetzt des Mondes Schein.

Doch schlummert er nur in Erstarrung, die Seele ist nicht entfloh'n,
Und wenn einst wieder die Eintracht durchglüht den Schweizersohn,
Dann erhebt sich auch wieder der Riese und schützt mit fester Hand,
Des Schweizers hehre Freiheit, des Schweizers Vaterland.

Ueber böse Zeiten.

Das ist ein Kapitel, von dem viel geredet und über das viel geklagt wird. Ich glaube, daß die Menschen zu allen Zeiten geklagt haben, die Zeit sei böse und haben dabei auch immer mehr oder weniger Recht gehabt. Einer jeden Zeit haften freilich ihre besondern Gebresten an. Man sagt, Treue und Glauben schwinden mehr und mehr, ebenso Redlichkeit im Handel und Wandel. Die Dienstboten sind den Herrschaften oft nicht treu, bei jedem Anlaß werfen sie den Kopf auf und reden von Fortgehen. Ihrerseits sagen die Dienstboten, es sei ein böses Leben bei ihren Herrschaften, man verlange zu viel und sei nie zufrieden. Die Kinder wachsen den Eltern über den Kopf, wollen bald Alles besser wissen; dadurch geht Liebe und Eintracht verloren und fruchtbares Zusammenwirken in der Familie. Die Frauen und Töchter machen immer mehr und mehr Anforderungen und die Söhne nicht weniger. Auch an den Hausvätern soll es da und dort ganz bedeutend fehlen. Alles will über seinen Stand hinaus. Die Magd kleidet sich wie die Herrin, der Knecht wie der Herr, der Bauer will es dem Städtler gleichthun und der Arbeiter dem Meister. Sogar der Gesundheitszustand soll zurückgegangen sein — über das soll man aber die HH. Dökter reden lassen, — was ich so sehen kann, scheint mir nur, es müsse den Leuten überall sehr an den Beinen geböset haben, viel weniger können zu Fuß gehen, als früher, Alles will fahren. — Käme man nun auch noch auf das Feld der Klagen, wie die Landwirthschaft leide, der Nutzen nichts mehr gelte und wie es auch da bald nicht mehr zu leben sei — davon wollen wir nicht anfangen, sonst geht's zu lang, bis wir fertig sind. Einer, der in den meisten Kantonen der Schweiz und noch darüber hinaus herumgekommen ist, hat gemeint, für Unterwalden könne das nicht gelten, denn nirgends sehe man das Landvolk zierlicher gekleidet, als in Unterwalden.

Es ist Alles im Fortschritt begriffen, Handel und Wandel, Bildung und Lebensart, Fabriken, Eisenbahnen, Telegraphen, Soldaten und Mordwaffen, Schulden und Paviergeld, Lügen und Betrügen. Trotz allem Fortschritt geht die Klage über die schlechte Zeit. Wie es aber sein sollte, das will Jeder am besten wissen und schimpft nur, daß man gar nicht folgen wolle. Denken wir einmal nach — ist denn die Zeit wirklich schlecht! Ja, der böse Zeitgeist, sagt man, der ruinirt Alles. Was ist denn das für ein Ungethüm, dieser Zeitgeist? — Der Zeitgeist, dieses viel verlästerte Ding, sind wir eigentlich doch selber, denn wie die Menschen, so die Zeiten. Sind die Menschen böse, so sind auch die Zeiten böse und böse ist dann der Zeitgeist. Wir liegen alle in demselben Spital krank und leiden an demselben Uebel. Jeder trägt einen Theil der Last und auch der Schuld. Der Zeitgeist sieht uns so ähnlich, wie das Kind dem Vater. Der alte Heide Cato sagt schon: „Rechne nicht immer über die schlechte Zeit, sondern thue deine Pflicht und an Dir ändere die schlechte Zeit." Bereits die ganze Litanei der Klagen, die oben angeführt sind, reden nur von der Schlechtigkeit und Fehlerhaftigkeit der Menschen.